

Die rätoromanische Sprache

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Romanica Raetica : perscrutaziun da l'intschess rumantsch**

Band (Jahr): **8 (1993)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die rätoromanische Sprache

(*Graubünden/Grigioni/Grischun*, hsg. im Auftrag der
Regierung des Kantons Graubünden vom Erziehungsdepartement
Graubünden, 1984, 61–69)

Inhaltsangabe

- I* *Verschiedenheit und Identität*
- II* *Das alte Rätien*
- III* *Die Romanisierung*
 - 1. Anfänge*
 - 2. Frühe Orientierung nach Norden und Westen*
- IV* *Das «Rätoromanische» erwacht*
 - 1. Der älteste Text*
 - 2. Ursprung der Sprachblöcke*
 - 3. Die schriftsprachlichen Idiome entstehen*
 - 4. Sprache und Glaube*
 - 5. Neue Zeiten, neue Ideen*
 - 6. Sprache und sozialer Wandel*
 - 6.1. Eisenbahn und Fremdenverkehr*
 - 6.2. Anfänge der Sprach- und Kulturbewegung*
 - 6.3. Äusserliche Bedrohungen*
 - 6.4. Die Ligia Romontscha und ihre Bemühungen*
 - 6.5. Retardierende Momente und Alarmzeichen*
 - 7. Perspektiven und Gegenmassnahmen*
 - 7.1. Identitätssuche*
 - 7.2. Neue Anstrengungen*
 - 7.3. Eine einheitliche Schriftsprache*
- V* *Epilog*

1. Die rätoromanische Sprache

(Entwicklung, Idiome, Problematik, Ausblick)

I Verschiedenheit und Identität

Die Bündnerromanen haben keine einheitliche Schrift- und Kultursprache entwickelt, die sie wie ein einigendes Band umschlüsse und verbände. Sie teilen darin das Schicksal anderer Minderheiten (Provenzalen, Friauler, Dolomitenladiner), denen es im Schatten mächtigerer Sprachen (Französisch, Italienisch, Deutsch) ebenfalls nicht gelang, den Schritt zu vollziehen. Zwar wurden verschiedentlich Versuche mit wechselndem Erfolg unternommen (vgl. dazu unten: *Eine einheitliche Schriftsprache*, sowie Nr. 15; Bd. II, Nrn. 2, 5 und 8). Für diesen Mangel gibt es mannigfache Gründe. Die verwirrende Topographie des bündnerromanischen Gebietes zwischen dem Val Müstair und dem Gotthardmassiv hat zahlreiche, ausgeprägte Mundarten entstehen lassen und diese zäh bewahrt. Die Verkammerung des Kulturgeschehens ist für das Bergland typisch. Sie verschärfte sich noch dadurch, dass kein gewichtiges wirtschaftliches, politisches und geistiges Zentrum vorhanden war, welches die Gegensätze auszugleichen oder zu mildern vermochte. Die Stadt Chur ging schon im Laufe des 15. Jahrhunderts dem Bündnerromanischen verloren. Derart gewann das Deutsche als Brückensprache für die Bündnerromanen immer mehr an Bedeutung.

Eine lange, gemeinsame Geschichte hat mit der Zeit trotzdem ein Zusammengehörigkeitsgefühl geweckt und die Einsicht reifen lassen, dass, zumal in der Gefahr, nur ein enger Schulterschluss unter den Romanen die schwierige Lage bessern könne.

So entstand ein bündnerromanisches Gewebe, dessen Eintrag sich aus den verschiedensten Fäden zusammensetzt, das aber ein recht einheitliches Grundmuster aufweist. Ein Netz gemeinsamer Werte ist auf allen Ebenen erkennbar, auf dem Gebiete der Sachkultur (Gerätschaften, Werkzeuge, Bauten, Arbeitsvorgänge) wie auf jenem der Sprache und Literatur (Sprachstrukturen, volkstümliche Literatur: Sagen, Märchen, Volkslieder), im Bereiche der geistig-religiösen Entfaltung (Kirchensprache, geistliche Lieder) wie der Politik (Verwaltungs-, Rechtswesen). Ausgedrückt in der Sprache finden sich überall Zeugnisse einer verhältnismässig geschlossenen kulturellen Gemeinschaft und Nachbarschaft (vgl. unten Nrn. 3, 5).

Neben der Verschiedenheit ist die bündnerromanische Identität somit eine nicht zu unterschätzende, wenn auch schwer fassbare Grösse. Allein schon die Benennungen der Bündnerromanen, das allgemeingültige *rumantsch/romontsch* und das auf das Hochland des Engadins beschränkte *ladin*, lassen ein sehr altes Bedürfnis nach Selbstidentifikation vermuten (vgl. Bd. II, Nr. 3).

II Das alte Rätien

Römische Chronisten überlieferten die Namen unterworfenen rätischer Völkerschaften. So etwa, bezogen auf den heutigen bündnerromanischen Raum, die *Rigusci* (Engadin), die *Suanetes* (Hintertheingebiet, Oberhalbstein) und die *Calucones* (Rheintal um Chur). Schon weniger eindeutig sind ihre Angaben zur Sprache der Räter, die eine ferne Verwandtschaft mit dem Etruskischen gehabt haben soll. Vergegenwärtigt man sich die jetzige Aufsplitterung des Bündnerromanischen in fünf Idiome und in viele Mundarten und fügt man dem noch die übrigen Bündner Sprachen hinzu (Churerdeutsch, Walserdeutsch, Italienisch), so bedarf es keiner besonderen Phantasie, sich vorzustellen, dass die sprachliche Situation im alten Rätien noch um einiges verworrener gewesen sein dürfte.

Welche Völker, und vor allem, welche Sprachen haben die Römer vorgefunden? Darüber weiss man herzlich wenig. Aussagekräftige vorrömische Inschriften fehlen im bündnerromanischen Gebiet fast ganz.

Das Rätische, so meint Linus Brunner, sei eng mit semitischen Sprachen verwandt. In den letzten Jahren haben solche Hypothesen an Glaubwürdigkeit verloren. Schon 1973 hatte Gerhard Doerfer (Lautgesetz und Zufall, 58ff.) gezeigt, dass Brunners omnikomparatistische Methode einer ernsthaften Kritik nicht standhält. Und dies wohlverstanden noch bevor Brunner sich der Frage des Rätischen (Inschriften, Ortsnamen) zugewandt hatte. Ohne Zweifel aber ist die Zahl von Flurnamen beträchtlich, die auf alträtische Schichten schliessen lassen. Dazu gehört bezeichnenderweise der grösste Teil der Gemeindennamen, wie *Tschlin*, *Scuol*, *Savognin*, *Bonaduz*, *Glion/Ilanz*, *Trun*. Das dichte Auftreten vorrömischen Namengutes in bestimmten Gegenden gestattet, Kerngebiete und Stränge rätischer Kulturentfaltung zu lokalisieren.

Die archäologischen Funde, z.B. von *Motata* bei Ramosch, von *Padnal* in Savognin und *Crestaulta* bei Surin/Vrin, stützen in etwa die allgemeine Aussage sprachlicher Zeugen und lassen gewisse

Kulturströmungen (Fritzens/Sanzeno, Melauner-, La Tène-Kultur) erkennen. Bodenfunde und alträtische Sprachen miteinander in Einklang zu bringen, ist jedoch ein Ding der Unmöglichkeit. Gestützt auf beide Tatsachen ist es aber schon wichtig genug, zu wissen, dass Besiedlung und Kultur auch in den unwegsamen Alpen meist älter sind als gemeinhin angenommen.

Neben den alträtischen Völkern und Sprachen scheinen auch gallische Stämme eine Rolle in Rätien gespielt zu haben. Ungefähr um 400 v. Chr. haben sie, von Gallien und Helvetien aufbrechend, die Alpen überquert und sich in den norditalienischen Ebenen niedergelassen. Orts- und Talschaftsnamen, wie *Breil/Brigels*, *Brinzouls/Brienz*, *Purtenza/Prättigau* und viele weitere, lassen auf einen derartigen Einfluss schliessen.

Aber auch in der Alltagssprache treibt noch heute allerlei alträtisches oder gallisches Sprachgut mit, wenn auch meist solches relikthafteren Charakters. Es betrifft für gewöhnlich naturnahe Bereiche, die von zivilisatorischen Einwirkungen und Veränderungen verschont geblieben sind, so z. B. Benennungen von Wild (*camutsch* «Gemse», *sgagia* «Eichelhäher», *tschéss* «Adler», *urlaun* «Schneehuhn»), von wilden Pflanzen (*culeischen* «Eberesche», *darvena* «Bärenklau», *grusaida* «Alpenrose», *schiember* «Arve»), von Tätigkeiten, Gerätschaften, Bauten usw. des Bauern (*tscharschar* «hecheln», *panaglia* «Butterfass», *penn* «Buttermilch», *tegia* «Hütte», *umblaz* «Jochschlaufe»), besonders Ausdrücke für topographische Bezeichnungen (*bleis* «steile, grasbewachsene Berghalde», *cron* «Felskopf», *grava* «Geröllhalde», *grop* «Fels»).

III Die Romanisierung

1. Anfänge

Kurz vor der christlichen Ära (15 v. Chr.) bemächtigten sich die Römer des zwischen dem Piavetal und dem St. Gotthard (*Munt Avellin*) gelegenen Alpenlandes Rätien. Gewiss waren es nicht die Alpen an sich, mit ihren kriegerischen Stämmen und mit ihren spärlichen Produkten, die sie reizten. Vielmehr lag es den Eroberern daran, die Alpenübergänge zu sichern, die den Zugang für Truppen, Material und Handel nach Germanien gewährleisten.

Die Römer brachten zweierlei ins Land, was im allgemeinen die Integrierung neuer Provinzen erleichterte: eine solide militärische Organisation wie auch leistungsfähige, elastische Verwaltungsstruk-

turen. Technisch gewandt und begabt, erbauten und unterhielten sie Strassen und Wege und förderten Handel und Verkehr. So wird sich lateinische Sprache und Sitte allmählich über das rätische Gebiet ausgebreitet haben, das bis zur Donau reichte.

Nach Ablauf weniger Jahrhunderte aber wurde der römische Herrschaftsanspruch erschüttert. Unter Kaiser Diokletian (284–305 n. Chr.) setzten im Norden bereits die ersten alemannischen Einfälle nach Rätien ein. Durch eine Verwaltungsreform versuchte der Kaiser Herr der Lage zu werden. Die Zweiteilung Rätiens in eine *Raetia Prima*, mit Chur als Verwaltungszentrum, und in eine *Raetia Secunda*, mit Augsburg, war ein sinnfälliges Anzeichen dafür.

Es ist nicht auszuschliessen, dass gerade der Druck der Alemanen die Romanisierung in den südlichen Gegenden Rätiens verstärkte. Die römische Bevölkerung im Norden der Provinz musste weichen und suchte weiter im Süden wieder sesshaft zu werden.

Den Durchbruch des Lateinischen in der neugestalteten Provinz *Raetia Prima* hat wohl eine andere Kraft endgültig gesichert: das Christentum. Dessen Anfänge dürften schon in das 4. Jahrhundert n. Chr. zurückreichen. Die Einheitlichkeit der bündnerromanischen Kirchensprache (*baselgia* «Kirche», *zenn* «Glocke», *clutger* «Kirchturm»), vor allem auch Kirchenpatrozinien und damit die Namensgebung (Vornamen, Familiennamen), weisen auf eine anhaltende und gleichmässig verlaufene Romanisierung über diesen Weg hin. Aber auch in anderen Sparten des aus dem Latein stammenden Wortschatzes bewahrt Rätien altertümliche Züge, d. h. deutliche Spuren des Kaiserlateins. Immerhin mag es lange gedauert haben, bis der letzte rätische Laut im gebirgigen Land verstummte (dazu und zu den folgenden Ausführungen vgl. bes. unten Nr. 3).

2. Frühe Orientierung nach Norden und Westen

Germanische Völker (Ostgoten, Franken) waren die mehr oder weniger legitimen Erben der römischen Herrschaft in Rätien. Die Romanisierung wurde zwar dadurch noch nicht gestoppt, aber sie erhielt neue, namentlich vom Frankenreich (also vom Westen und von der Lombardei) her stammende Merkmale. So musste sich das Alpenland zumindest auf politischer und administrativer Ebene immer entschiedener nach Norden und Westen ausrichten. Seit 539 (Franken) beginnen die Schatten länger zu werden. Um 843 wird Rätien kirchlich vom Erzbistum Mailand abgetrennt und demjenigen von Mainz unterstellt.

Alemannische und bajuwarische Volksstämme wandten sich fortan, gebeten oder ungebeten, immer mehr nach Süden; zunächst in die Provinz Raetia Secunda, die sie im Laufe der Jahrhunderte germanisierten, um sich allmählich der Raetia Prima zu nähern und auch diese zwischen 1000–1500 in ihrem nördlichen und östlichen Teil arg ins Wanken zu bringen. Es ist einleuchtend, dass die jahrtausendealte Verflechtung von Romanen und Germanen in diesen Gebieten zwischen Donau und Alpenrand tiefe Auswirkungen zeitigen musste (Ortsnamenschichten, Sprachrelikte, besondere Entwicklung und Ausprägung des Alemannischen).

Rhabanus Maurus, der Erzbischof von Mainz, richtete 847 sein Augenmerk wohl auf die besondere sprachlich-kulturelle Lage des Kirchenvolkes, wenn er, Erlasse früherer Konzilien aufgreifend, verlangte, dass die Verkündigung nicht nur auf lateinisch, sondern jeweils auch in der Landessprache vermittelt werden sollte. Solche Aufrufe haben möglicherweise der Volkssprache den Weg gebahnt, welche damals sich immer weiter vom Lateinischen entfernt hatte. Evident wird dies aus Wortlisten (Glossaren) von Scholaren, die Vergleiche zwischen germanischen und vulgärlateinischen Vokabeln anstellten, wobei die lateinischen Entsprechungen formal oft in die Nähe irgendeines neulateinischen Zweiges oder gar des «Altbündnerromanischen» kommen.

Urkunden, die für die Geschichte der Alpen und ihrer Besiedlung von grundlegender Bedeutung sind, wie das Tellotestament (765), die Lex Romana Curiensis (ca. 850) und die Strafgesetze des Bischofs Remedius, sind zwar lateinisch geschrieben, lassen aber schon das künftige Bündnerromanische mit seiner oben beschriebenen formalen lateinischen Struktur, aber auch mit seinem oft schon vom Deutschen geprägten Geist und Inhalt durchscheinen. Noch besser fassbar wird dies in den vornehmlich in Vinomna/Rankweil (Vorarlberg) und St. Gallen beurkundeten rätolateinischen Schriften (1000–1200). Begriffe des germanischen Rechtswesens (*lètg* «Ehegesetz, Ehe», *derschader* «Richter») stellen denn auch einen wichtigen Bestandteil des Wortgutes dar, das oft ins Bündnerromanische eindrang und die Charakteristik der Sprache mitformte (vgl. dazu unten Nr. 6).

IV Das «Rätoromanische» erwacht

1. Der älteste Text

Früheste französische und italienische Texte datieren aus dem ausgehenden 9. Jahrhundert. Die Annahme, auch das «Rätoromanische» habe schon damals einen Stand erreicht, der es vom Lateinischen deutlich abhob, ist realistisch. Sieht man von den schon genannten Glossaren und von einer kurzen Federprobe ab, so kündigt aber erst ein bescheidener Text von 1100 seine Existenz an. Es ist der Versuch, eine lateinische Predigt in die Volkssprache zu übertragen. Die sogenannte *Einsiedler Interlinearversion* zeugt vom Bedürfnis, sich gerade an der romanisch-germanischen Grenze mit Sprachproblemen im weitesten Sinne auseinanderzusetzen. Sprachlich wird der betreffende Text den Idiomen Rheinischbündens zugewiesen (vgl. unten Nr. 3, III, 3.).

Im Gegensatz dazu lassen Forschungsergebnisse aus schon längst germanisierten Gegenden Unterrätens, des Prättigaus und Schanfiggs in bezug auf Lautgeschichte, Ortsnamen- und Worttypen größere Nähe zu den Mundarten des Oberhalbsteins und Engadins erkennen.

2. Ursprung der Sprachblöcke

Das rührt an ein Grundproblem der Laut- und Sprachgeschichte Romanischbündens, nämlich an die Frage nach der Entstehung und Herausbildung der bündnerromanischen Idiome und damit nach der sprachlichen Gliederung überhaupt.

Wie ist diese zustande gekommen, wie haben sich die Sprachblöcke: *jauer/vallader* (Münstertal, Unterengadin), *putèr* (Oberengadin), *surmiran* (Ober-, Unterhalbstein), *sutsilvan/sursilvan* (Sut-, Surselva) entwickelt? Eine eindeutige Antwort ist kaum möglich.

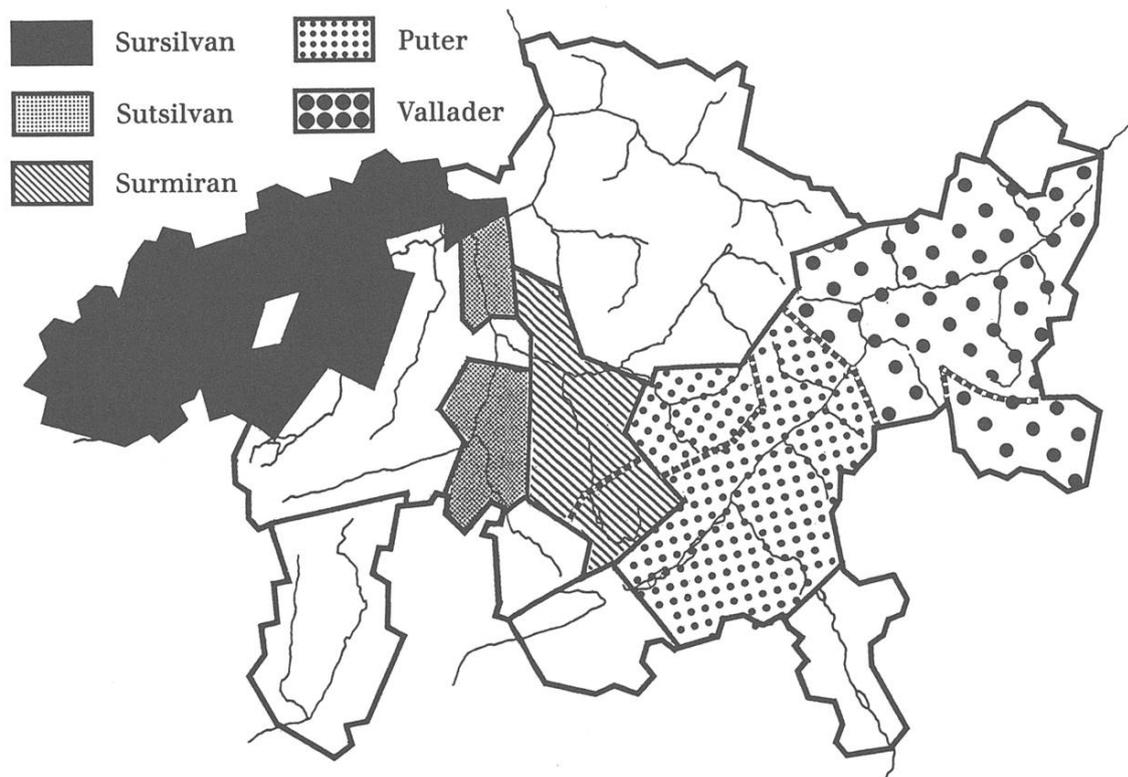
Die schon erwähnte «kammerartig» vor sich gehende Kulturentwicklung wird man als bestimmenden Faktor nicht zu gering einschätzen. Damit verbunden vielleicht auch die latente Neigung, kleinräumig entstandene Charakteristiken gegenüber anderen Taltschaften nicht nur zu bewahren, sondern besonders zu betonen. Ferner: Waren die Völkerstämme schon in alträtischer Zeit in den Taltschaften voneinander verschieden, so kann sich das auch auf die Übernahme und Weiterentwicklung des Lateins ausgewirkt haben. Vermutlich haben auch die frühmittelalterlichen Verwaltungsgrenzen (Zentgrenzen) ihren Einfluss auf diese Entwicklung ausgeübt. Sie fielen oft genug mit den natürlichen topographischen Gegebenheiten zusammen.

Schliesslich war von Bedeutung, dass das Engadin und Surmeir, also Südbünden, mit dem lateinischen und später mit dem lombardischen Hinterland organisch verbunden blieben, während die Sur- und Sutselva, d. h. Nordbünden, sich früh gegen Norden und gegen den alemannischen Raum öffneten.

Sehr vereinfachend lassen sich drei Sprachgebiete ausmachen, die jedes für sich eine gewisse Eigenständigkeit aufweisen. Im Untereingadin mit dem Val Müstair, ausgerichtet auf das alte lateinische Vorland des Oberinntals und Vinschgaus, später offen für deutsche Einflüsse, die zumeist aus dem Tirolischen stammen, bewahren zumal das Münstertal und die ausgestorbene romanische Mundart von Samnaun die alte Sprachphase.

Viele gemeinsame Züge in bezug auf die Laut- und Formenlehre und ebenso bezüglich des Wortschatzes sind auch dem Oberengadin und dem Surmeir (besonders Sursés) eigen. Die stärkere Anlehnung an die nahe Lombardei wird hier namentlich in älteren Texten des 16./17. Jahrhunderts offenkundig (vgl. dazu Nrn. 3, 5).

Die Sur- und Sutselva trennt zwar eine markante mundartliche Sprachgrenze zwischen Trin/Mulin und Flims, aber die jahrhundertalten Beziehungen und die gemeinsame Schriftsprache haben doch eine nicht zu verkennende Einheitlichkeit zustande gebracht. Beide Talschaften haben zudem die Auswirkungen der direkten Berührung mit Alemannen und Walsern am stärksten gespürt.



Dass die hier skizzierte sprachliche Dreiteilung Romanischbündens durch allerlei Binnenentwicklungen in manchem relativiert wird, sei nur am Rande vermerkt. Je mehr man in die Zeit zurückgeht, um so stärker heben sich aber die gemeinsamen Strukturen des Bündnerromanischen von Müstair bis Tujetsch ab.

3. Die schriftsprachlichen Idiome entstehen

Ortsbezeichnungen und Lageumschreibungen von Anwesen und Gütern in hochmittelalterlichen Urkunden machen deutlich, dass man schon früh romanisch hätte schreiben können, wenn das Bedürfnis dazu vorhanden gewesen wäre (z.B. urk. Rietberg 1354 *sur lag ad awas fortas*; Chur 1361 *prau de pedal*).

Dass sich dieses zuerst im Oberengadin einstellte, ist nur folgerichtig. Das Latein als Urkundensprache hatte hier am längsten, d.h. bis ins 16. Jahrhundert, Bestand und wurde nicht durch das Deutsche abgelöst. Im obersten Inntal fand sich, infolge Handel, Auswanderung und fremder Kriegsdienste, der wohl breitestgestreute Wohlstand. Mit der Entstehung der Gemeinden und der allmählichen Loslösung des Hochgerichtes von der Herrschaft des Churer Bischofs wuchs ein Selbstbewusstsein heran. Damit regte sich nach und nach der Wunsch, der Demokratisierung auch auf schriftsprachlicher Ebene zum Durchbruch zu verhelfen.

Man beginnt zunächst, alte lateinische Urkunden sinngemäss in die Volkssprache zu übersetzen. Anscheinend ging das recht mühelos vor sich, da nicht nur eine funktionierende Umgangssprache vorlag, sondern gewissermassen als Modell auch eine in den Urkunden vorgeformte, schriftsprachliche Syntax. Hochgerichte wie Gemeinden kodifizieren auf romanisch Zivil- und Kriminalstatuten sowie den lokalen Umständen angepasste Dorfordnungen.

An dieser Entwicklung hatte auch die Geschichte ihren Anteil. In den Auseinandersetzungen mit Habsburg-Österreich um das Unterengadin, um Bormio und das Veltlin, die schliesslich mit der Kalvenschlacht (1499) endeten, hatten die Drei Bünde erstmals ihre gemeinsame Stärke und Macht erkannt. Das wird in zeitgenössischen Volksliedern deutlich, die ihrerseits ein wichtiger Ansatz für die entstehenden Schriftsprachen und namentlich für die Literatur wurden. Mit 1527/28 (Gian Travers) beginnt die noch handschriftliche, geschichtlich-politisch geprägte Literatur (vgl. dazu Bd. II, Nrn. 10, 18).

Ungefähr aus der gleichen Zeit datieren auch Versuche, surselvisch zu schreiben. Der Allianzvertrag der Franzosen mit den Bündnern vom Jahre 1549 wurde, wie man weiss, auch ins Rätoromani-

sche übertragen und den Oberhäuptern der entsprechenden Bünde unterbreitet. Es war kaum das erste Mal, dass man diesen Weg ging. Um die Gunst der Bündner buhlten damals auch andere Botschafter (Venedig, Spanien-Habsburg). An der Landessprache kamen sie direkt oder indirekt kaum vorbei.

4. Sprache und Glaube

Daran knüpfte nahtlos die Reformation an, deren Ziele bei den ladinischen Humanisten (Bifrun, Champel, Gallicius) nicht nur eifrige Anhänger, sondern auch Förderer des gedruckten romanischen Buches (1552, 1560, 1562), und dadurch eines neuen Trägers der Sprachkultur, fanden.

Ein halbes Jahrhundert später regten sich fast gleichzeitig die Sut- und Surselva (Bonifaci, Calvenzano, Nauli, Gabriel). Ausschlaggebend dafür war hier die Absicht, die erreichten, aber beidseitig schon wieder gefährdeten, konfessionellen Grenzen unbedingt zu halten. Infolgedessen entstanden u. a. sprachlich farbige Streitschriften.

Auf die Reformation folgte die Gegenreformation, die sich an die Beschlüsse und an die Ideen des Konzils von Trient anlehnte. Sie leitete auch die Rätische Mission der Kapuzinerpatres von Brescia ein, welche die Landessprache in verschiedenen Idiomen erlernten und Erbauungsbücher in Norditalien drucken liessen. Zwar mussten sie aus dem Engadin weichen, wobei sie bei den verfolgten einheimischen Reformatoren energische Schriften provozierten, in denen mitunter so etwas wie nationaler Stolz anklang, wurden aber im Oberhalbstein mit den vielen Katechismen zu Pionieren der surmeirischen Schriftsprache.

In der Surselva lösten die Kapuziner zusammen mit den Konventualen von Disentis jene kraftvolle Barockbewegung aus, die alle Lebensbereiche durchdrang (Alig, Salo, Consolaziun; vgl. dazu unten Nrn. 4, 5).

Glaube und Sprache erreichten im 16./17. Jahrhundert ihre stärkste Verschmelzung und damit auch ihre grösste Wirkungskraft. Die Bündner Wirren liessen aber diesen Glanz immer mehr verblassen. Mit nachlassendem Glaubenseifer lockerten sich auch die Bande zur Sprache.

5. *Neue Zeiten, neue Ideen*

Gedankengut der Französischen Revolution drang zu einem Zeitpunkt politischer und kultureller Krise nach Bünden.

Die Untertanenländer waren verloren gegangen, die politische Macht war dahin. Der Freistaat der Drei Bünde löste sich auf und verwandelte sich unter Geburtswehen in einen ordentlichen Stand der Eidgenossenschaft.

Mit diesem Schritt in eine grössere politische Einheit öffnete sich Tür und Tor nach aussen und liess allerlei neue Ideen und Einflüsse einströmen. Erwies sich da das Bündnerromanische als ein für die neue Orientierung brauchbares und hilfreiches Vehikel? Das war eine der vielen Fragen, die sich als Ergebnis des stärkeren Druckes von aussen stellte. Selbst die Patrioten und Anhänger eines gesunden Fortschritts waren bezüglich Wert oder Unwert der Sprache geteilter Meinung. Die einen wollten die neue politische Ordnung zum Anlass nehmen, um die ihnen als «sperrig» erscheinende Sprache zugunsten einer grösseren bündnerischen und schweizerischen Homogenität zu opfern (H. Bansi, Th. Mohr); andere wollten sie um jeden Preis bewahren und fördern (P. à Spescha, M. Conradi, O. Carisch; vgl. dazu unten Nr. 15).

Dieses Hin und Her verhinderte, dass für das Bündnerromanische an und für sich günstige Ideen des frühen 19. Jahrhunderts, wie jene von Volk, Nation und Sprache, wirklich zum Tragen kamen. Dass der Schaden und die Nachteile damals in Grenzen blieben, war dem natürlichen Beharrungsvermögen zuzuschreiben, das rasche und überstürzte Entwicklungen kaum zuliess.

An die Seite der Kirche und der Öffentlichkeit trat nach 1830 als weitere Säule auch die bündnerromanische Schule. Konfessionell geprägte Schulvereine bemühten sich zunächst um die ersten Lehrmittel. Zur gleichen Zeit erschienen und verschwanden ohne Unterlass romanische Zeitungen. Ihnen kommt das Verdienst zu, die sprachliche Ausdrucksfähigkeit offen und geschmeidig gehalten zu haben. Mit den Zeitungen findet eine zunächst meist übersetzte Belletristik Eingang, später dann eine solche mit eigenständigen Akzenten (Gedichte, Prosa). Das 19. Jahrhundert brachte dann auch die Entdeckung und kritische Bewertung des Bündnerromanischen durch die aufkommende Sprachwissenschaft. Sie begleitete und betrieb von Anbeginn die bewusste Sprach- und Kulturpflege und war ihr von nicht geringem Nutzen (J. Planta, W. von Humboldt). Der Höhepunkt dieser Bemühungen wurde mit G.I. Ascoli und Th. Gartner erreicht, die beide in grösseren Abhandlungen das Bünd-

nerromanische erforschten und dessen Verwandtschaft mit dem Zentralladinischen, Friaulischen und mit den lombardischen Mundarten verdeutlichten (vgl. unten Nr. 2).

6. *Sprache und sozialer Wandel*

6.1. Eisenbahn und Fremdenverkehr

Der Titel «Sprache und sozialer Wandel» könnte sehr wohl auch über jedem der vorangegangenen Kapitel stehen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann sich das Rad in dieser Beziehung jedoch ungleich schneller zu drehen. Sinnfällig stellte sich dieser Wandel in der «Bahn» dar, vorerst in vielfältigen Projekten, sodann in einem ausgebauten Bahnnetz, das die entlegensten Täler miteinander verband und der Isolierung entgegenwirkte. Der Tourismus erlebte in der Folge einen mächtigen Aufschwung. Beide, Bahn und Tourismus, konfrontierten die herkömmliche Land- und Alpwirtschaft, und nicht zuletzt die Sprache und Kultur, mit ungewohnten Problemen. Wie unvorbereitet und schutzlos man in dieser Hinsicht war, erwies sich recht bald am Beispiel von Bahnknotenpunkten, wie Filisur, oder an touristischen Zentren, wie St. Moritz, wo das Bündnerromanische rasch den kürzeren zog (vgl. dazu unten Nr. 7).

6.2. Anfänge der Sprachbewegung

Es war höchste Zeit, dass Gegenbewegungen einsetzten, welche die für den Bestand von Sprache und Kultur als dringlich erkannten Abhilfemassnahmen auslösten.

Gleichsam als erste Frucht des neuerwachten Selbstbewusstseins erfolgte 1863 die Gründung der ersten gemeinbündnerromanischen Gesellschaft, der Società Retorumantscha. Sie leitete das ein, was man die Sammlung, Erforschung, Erhaltung und Aufwertung der bündnerromanischen Sprache und Kultur nennen darf. Deren erster Präsident, G. A. Bühler, wagt sich an die Ausarbeitung und Verbreitung einer einheitlichen Schriftsprache (vgl. unten Nr. 15).

Gegen Ende des Jahrhunderts machte sich der junge C. Decurtins an die Sammlung für seine, bis 1919 auf 13 Bände angewachsene, Rätoromanische Chrestomathie (vgl. Bd. II, Nr. 9).

Um 1896 begann R. von Planta mit den Vorarbeiten zur Schaffung eines Dicziunari Rumantsch Grischun, das er 1904 der Obhut der Società Retorumantscha übertrug, während er selber die Sammlung und Sichtung der für die Erhellung der Sprach- und Kulturgeschichte des Alpenraumes so wichtigen Orts- und Flurnamen (Rätisches Namenbuch) an die Hand nahm.

Das für die Sprach- und Kulturgeschichte der Alpen bedeutsame Werk wurde durch A. Schorta für die Orts- und Flurnamen, durch K. Huber für die Vor- und Familiennamen bearbeitet und vollendet (vgl. unten Nr. 3, III, 1).

Zunächst als Denkmäler einer sterbenden Sprache gedacht, haben die Arbeiten an diesen Unternehmen viele Abwehrkräfte mobilisiert und die Hoffnung auf den Weiterbestand gestärkt. Zusammen mit den inzwischen gegründeten regionalen Gesellschaften (Romania, Uniun dals Grischs, Renania, Uniung Rumantscha da Surmeir) bereiteten die genannten Grundlagenwerke den Nährboden für eine tiefgreifende Wiedergeburt (*Renaschientscha romon-tscha*) vor. Die schöne Literatur entfaltete sich unter den verschiedensten Einflüssen und Voraussetzungen; im Engadin im Spannungsfeld zwischen Heimat und Fremde mit G. Mathis, G.F. Caderas und S. Caratsch, in der Surselva in einem noch intakten bäuerlichen Umfeld mit G. A. Huonder, G. C. Muoth und G. M. Nay.

Neben der zünftigen Sprachwissenschaft (Mundartmonographien) machte auch die mehr praktisch orientierte Sprachpflege (Wörterbücher, Grammatiken) stete Fortschritte.

Der bündnerromanischen Wiedergeburt ist es gelungen, zumindest bei einer Elite den Prozess der Selbstfindung mit Bezug auf Sprache und Kultur zu beschleunigen. Für eine Breitenentwicklung reichte es damals noch nicht.

6.3. Äusserliche Bedrohungen

Akute, von aussen aufziehende Gefahren haben schon immer die romanische Einheit gestärkt. Das Interesse unserer südlichen Nachbarn für das Rätoromanische kündigte sich vorerst in gemilderter Form an. Zur Zeit des Risorgimento erinnern sich Leute wie G. Veggezi-Ruscalla und R. Bonghi des lateinischen Glacis in den Alpen (vgl. unten Nrn. 2, 5). Seit dem Ersten Weltkrieg bis und mit der faschistischen Ära verhärtete sich der Ton zusehends. In diese Zeitspanne fallen die Polemiken mit italienischen Linguisten und Wissenschaftlern (C. Salvioni, G. del Vecchio), die dem Bündnerromanischen den Charakter einer vollgültigen Kultursprache aberkannten und es «nur» als lombardischen Dialekt unter vielen andern gelten lassen wollten. Die Entgegnungen von schweizerischer oder bündnerromanischer Seite (J. Jud, K. Jaberg, R. von Planta, Ch. Pult, P. Linsel) hatten zur Folge, dass man sich immer mehr auf die eigenen Ursprünge besann.

Die Sprachbewegung im Engadin, d.h. das entschiedene Ab-rücken vom italienischen Einfluss und das Zurückfinden zur Eigenständigkeit (Ch. Pult, P. Linsel), wird man in dieser direkten Linie sehen müssen.

Es gab auch Vertreter, welche das Abdriften vom Italienischen bedauerten (C. Decurtins, P. Tuor, R. Vieli, C. Fry). Aus der Sicht des heutigen dreisprachigen Graubündens kann man sich fragen, ob eine Korrektur nicht am Platze wäre.

Im Rheintal ging man gleichzeitig daran, die immer fühlbarer werdenden Auswirkungen der Germanisierung einzudämmen (G.A. Bühler, G.C. Muoth; vgl. dazu unten Nr. 6 und Bd. II, Nr. 6).

6.4. Die Ligia Romontscha und ihre Bemühungen

Mitglieder der Società Retorumantscha riefen schliesslich 1919 zur Gründung der Ligia Romontscha auf, die, dem Namen nach an den föderativen Staat der Drei Bünde erinnernd, fortan als Animatorin der praktischen Sprach- und Kulturbewegung wirkte. Sie artikulierte bündnerromanische Bedürfnisse und Interessen mit immer grösserer Wirkung und Kompetenz und hielt die Öffentlichkeit wie auch die politischen und kulturellen Instanzen wach.

Das führte über Höhen und Tiefen zu einer Stabilisierung der Idiome und des bündnerromanischen Kerngebietes. Begünstigt wurde diese Entwicklung damals durch ein noch wenig gestörtes Gleichgewicht auf dem wirtschaftlichen und touristischen Sektor. Die Landwirtschaft modernisierte sich zwar, doch noch so zahm und sanft, dass allzu negative Auswirkungen auf das Bündnerromanische vorerst ausblieben.

6.5. Retardierende Momente und Alarmzeichen

1938, am Vorabend des Krieges, verankerte eine Volksabstimmung das Bündnerromanische als Nationalsprache. Die Aussage war klar: In Zeiten der Gefahr fühlen sich die Schweizer einander besonders nahe.

Leider wurde damals unter recht günstigen Vorzeichen unterlassen, sich dem Problem der schutzlosen, sich selbst überlassenen Minderheit in seiner ganzen Tragweite zu stellen. Immerhin gönnte auch der Zweite Weltkrieg den Bündnerromanen noch eine trügerische Pause (vgl. unten Nr. 17).

Doch nach 1945 überstürzten sich die Ereignisse. Zunächst wurde man gewahr, dass die Brücke zwischen der Surselva und dem Engadin, die Sutselva und das Albulatal umfassend, nahe am Einsturz

war. Verschiedene, gutgemeinte Initiativen vermochten längerfristig nicht viel daran zu ändern. Die beginnende Hochkonjunktur setzte diesmal aber auch den noch intakten bündnerromanischen Gebieten hart zu und zersetzte das soziale Gefüge.

Der Bergbauer, der bislang als Stütze der angestammten Sprache und Kultur galt, verliert zusehends an Bedeutung. Die Familien auf dem Lande verkleinern sich drastisch. Die Folge davon sind Schulzusammenschlüsse oder Schliessungen von Schulen schlechthin. Die Kirchen haben zweifellos wichtige Impulse bei der Verkündigung in der Volkssprache erhalten. Aber damit hielten Gläubigkeit und Ausstrahlung leider nicht Schritt. Zwar steht die Kirche noch im Dorf, aber sie hat ihre frühere zentrale Stellung eingebüsst, was nicht zuletzt im Mangel an Priester- und Pfarrernachwuchs zum Ausdruck kommt. Die besten Kräfte in den Landgemeinden zieht es fortzu in die Stadt oder in regionale Zentren. Die Tatsache, dass heute fast ein Drittel der gesamten bündnerromanischen Bevölkerung ausserhalb des Sprachgebietes ansässig ist, gibt zu denken.

Der Tourismus breitet sich trotz des erklärten Willens, die Qualität und nicht die Quantität zu suchen, ungehemmt nach allen Richtungen aus und erfasst neuerdings eigentliche bündnerromanische Kerngemeinden (Savognin, Scuol, Lags, Disentis/Mustér). Haben diese Talschaftszentren die Widerstandskraft und Substanz, um das Problem der Assimilierung, das unversehens auf sie zukommt, zu lösen?

Der Blick in den Spiegel ist eindeutig und kann uns über die akute Gefährdung des Bündnerromanischen nicht im Zweifel lassen.

7. Perspektiven und Gegenmassnahmen

7.1. Identitätssuche

Können neue, durchdachte und koordinierte Anstrengungen eine Besserung herbeiführen? Lässt sich das bündnerromanische Gebiet sichern, ohne die wirtschaftlichen Grundlagen zu verändern? Kann Arbeitsbeschaffung die Leute an Ort und Stelle binden, ohne das natürlich gewachsene, soziale Netz zu zerreißen? Wird man in diesem Zusammenhang auch nur bescheidene politische und rechtliche Schutzmassnahmen durchsetzen können? Und wo sind Konzepte und Modelle, wie man in stark gefährdeten Gemeinden und Regionen vorgehen könnte, um zu retten, was noch gerettet werden kann?

Das sind Fragen über Fragen. Doch sei dem, wie ihm wolle. Noch ist das Bündnerromanische durchaus lebendig und lebensfähig. Es geht also darum, ohne Wenn und Aber vorwärts zu blicken.

Seit Jahren wird mit Einsatz und System daran gearbeitet, dem Bündnerromanischen die notwendige Existenzgrundlage zu sichern. Dieses Bemühen kann davon Nutzen ziehen, dass heute das Eigenständige ganz allgemein aufgewertet und die Minderheiten in neuem Lichte gesehen werden (vgl. unten Nr. 16).

Vor allem will man versuchen, das Vertrauen der Romanen in ihre Sprache zu stärken, d.h. diese als Mittel der Verständigung und der Selbstentfaltung zu fördern. Das ist insofern möglich, als das Bündnerromanische im grossen und ganzen ein modernes und ausbaufähiges Gefüge bewahrt hat.

7.2. Neue Kräfte, neue Anstrengungen

Durch gezielte Massnahmen (Sprachplanung, Neuschöpfungen) gilt es, der Sprache auf allen Stufen noch vermehrt zum Durchbruch zu verhelfen: Schule, Kirche, Öffentlichkeit, Massenmedien (Radio, Fernsehen, Zeitungen, Zeitschriften). Am ehesten ist das zu erreichen, wenn es gelingt, die Sprachkultur von allzu einengenden formalen und inhaltlichen Zwangsjacken zu befreien, mit anderen Worten, die Sprache für den Gebrauch im modernen Alltag tauglich und tragfähig zu machen.

Die Tätigkeit des Kantons Graubünden ist in dieser Hinsicht im letzten Jahrzehnt stetig gewachsen (Anstellung von romanischen Übersetzern; Ausarbeitung neuer Unterrichtsmittel; Biologieunterricht in Romanisch in den oberen Klassen der Primarschulstufe; Fortbildungskurse für Lehrer; Erwachsenenbildung; Romanisch als zählendes Maturitätsfach).

Die Ligia Romontscha ihrerseits hat ihre Wirksamkeit nach allen Seiten ausgedehnt. Insbesondere ist es ihr mit unorthodoxen Vorstössen gelungen, eine breite schweizerische Solidarisierung auszulösen. Diese übertrifft bei weitem die patriotische, mehr gefühlbetont gelagerte Bewegung von 1938. In der Tat wurde nun mancherorts begriffen, dass das Schicksal der Bündnerromanen die ganze Schweiz als Nation besonderer Prägung tangiert. Die Präsenz des Rätoromanischen an den Hochschulen ist signifikant verstärkt worden.

Mit ihrer Aufklärungsarbeit hat die Ligia Romontscha auch für andere minoritäre Anliegen bahnbrechend gewirkt. Denn wie die Schweiz, so kann auch das dreisprachige Graubünden seine Identität nur dann bewahren, wenn die verschiedenen Bündner Sprach- und Kulturträger sich ihrer gegenseitigen Verflechtung und Abhängigkeit bewusst werden. Eine Besserung für das Bündnerromani-

sche hängt schliesslich von einem solchen Klima des Vertrauens und des Verständnisses wesentlich ab.

Im Gegensatz zu 1938 ist also das Problem der sprachlich-kulturellen Minderheit seinem ganzen Umfang nach erkannt. Man möchte überall und in jeder Hinsicht helfen. Aber das Wie dieser Hilfe bleibt umstritten: wirtschaftlich-finanzielle Massnahmen, Stabilisierung des romanischen Gebietes durch rechtlichen Schutz (Territorialprinzip) oder durch sprachlich-kulturelles Einvernehmen und Wohlverhalten (Sprachencharta), Förderung einer einheitlichen Schriftsprache, einer Tageszeitung usw.

7.3. Eine einheitliche Schriftsprache

Im Zuge grösserer Solidarität hat namentlich die Idee einer einheitlichen Schriftsprache unverhofften, neuen Auftrieb erhalten. Seit den gescheiterten Versuchen von P. à Spescha (1800), G.A. Bühler (1867) und L. Uffer (1958) schien ein solches Unterfangen kaum mehr sinnvoll. Die seit 1982 laufenden Anstrengungen (Richtlinien für die Erarbeitung einer «Rumantsch Grischun» genannten Schriftsprache durch H. Schmid; Bereitstellung von Instrumentarien für Übersetzungen usw.) haben immerhin gezeigt, dass auch die praktische Durchsetzung, und vor allem die Rezeption einer solchen Idee bei psychologisch geschicktem Vorgehen nicht undenkbar ist. Die Sache hat also ihre Eigendynamik und es hält schwer, irgendwelche Prognosen für die Zukunft zu stellen (vgl. dazu Bd. II, Nrn. 5, 8).

Die Einheitssprache «Rumantsch Grischun» kann man als Symbol, als fernes Ziel betrachten, auf das die gemeinsamen Anstrengungen der Bündnerromanen so oder so gerichtet sein sollen. Etwas prosaischer kann man sie auch als Kanzleisprache ansehen, die als solche schon jetzt in so vielen Fällen (Formularwesen, Plakate, Inserate, Sachbücher) ihre Berechtigung erwiesen hat. Das «Rumantsch Grischun» lässt sich aber auch als Schriftsprache schlechthin angehen, welche allmählich die bestehenden Idiome ersetzt und sie in letzter Konsequenz verdrängt. Vom Grad einer solchen Einschätzung wird es abhängen, wie intensiv und mit welcher Priorität man die Idee weiterverfolgen will.

Kann «Rumantsch Grischun» die Lage des Bündnerromanischen wesentlich und entscheidend verbessern?

Sollte man diese schwierige Frage bejahen können, so müssten für dessen Verbreitung ungleich grössere Mittel eingesetzt werden. Bei reiflichem Abwägen der Vor- und Nachteile wird man aber zweier-

lei nicht ausser acht lassen dürfen. Die Identifikation der Bündnerromanen mit ihren Regionalidiomen ist eine historisch gewachsene, Gefühl und Verstand umfassende, die Bindung an eine einheitliche, noch ungewohnte Schriftsprache wohl auf lange Zeit eine mehr abstrakte, verstandesmässige. Sodann eine andere Unbekannte, die nicht unterschätzt werden darf: Die Belastbarkeit einer an sich schon mit ungünstigen Strömungen kämpfenden Minderheit, oder deren Träger, ist nicht unbegrenzt.

V Ausblick

Die in Gang gekommene, breite Diskussion um das Bündnerromanische hat nicht nur die drohenden Gefahren namhaft gemacht, sie hat auch viele schlummernde Kräfte geweckt. Diese für einen neuen, vielversprechenden Aufbruch nicht nutzen zu wollen, wäre sträflich. Das vielfältige und lebendige Sprach- und Kulturleben der Bündnerromanen erheischt den Einsatz aller, des Einzelnen wie der Gemeinschaft und der Behörden.